

Unsterblich (un)

Die Lebenszeit aller Menschen ist begrenzt. Was, wenn diese kein Ende nähme? Eine philosophische Betrachtung.

Barbara Bleisch

Den WM-Final im Jahr 2342 erleben, dutzende Male um die Welt reisen, alle Instrumente eines Orchesters erlernen und tausend Jahre Zeit, um sich durch eine ganze Bibliothek zu lesen: Wäre Unsterblichkeit die Erfüllung unserer Träume oder einfach nur zum Gähnen?

Denken wir an die griechischen Götter, die in der Welt der Sagen den Olymp bewohnten, scheint eher Letzteres der Fall zu sein. Böse Zungen behaupten jedenfalls, die unsterblichen Götter hätten sich vor lauter Langeweile die Köpfe eingeschlagen, einander Meeresungeheuer auf den Leib gehetzt und ganze Heerscharen an Nachwuchs gezeugt. Wer so lange lebt, muss sich einiges einfallen lassen, um lebenslustig zu bleiben, denn in der ewigen Repetition werden selbst die ausgedehntesten Reisen, die prickelndsten Affären, die interessantesten Studien öd. Auch mehr vom Besten ist irgendwann mehr vom Gleichen – ganz abgesehen davon, dass sich bei uns Menschen auch Liebeskummer, Magenverstimmungen und Misserfolge in die Repetitionsschleife fügten. «Die Ewigkeit dauert lange, besonders gegen Ende», sagte Woody Allen einmal. So unrecht hat er nicht.

Auch wenn der Tod manchmal ein grosses Unglück ist – unsterblich zu sein, wäre es erst recht. Der britische Philosoph Bernard Williams versuchte in seinen *Reflexionen über die Lange-weile der Unsterblichkeit* zu zeigen, warum: Das, was unser Leben attraktiv macht und uns zugleich Grund gibt, weiter am Leben bleiben zu wollen, sind sogenannte «kategorische Wünsche»: Wünsche, für deren Erfüllung wir

brennen und die uns in die Zukunft ziehen. Eine Physikerin möchte zum Beispiel noch die Richtigkeit ihrer Formel beweisen, ein Vater noch Grossvater oder sogar Urgrossvater werden, eine Alpinistin alle Viertausender erklimmen. Für Bernard Williams sind es allein diese kategorischen Wünsche, die in uns die Sehnsucht nähren, das Leben möge weitergehen. Schliesslich haben wir noch etwas zu erledigen oder zu erleben, an dem uns wirklich liegt. Einen Tod nennen wir entsprechend verfrüht, wenn er unsere kategorischen Wünsche vereitelt: Das, was wir noch vorhatten im Leben und uns im Innersten bewegt und ausmacht. Bernard Williams' Pointe meint jedoch, dass diese Wünsche irgendwann erfüllt seien. Die Formel ist bewiesen, die Familie um Enkelinnen und Urenkel gewachsen, die Gipfel sind erklommen. Ewig weiterleben zu müssen, obwohl uns nichts mehr in die Zukunft zöge, hält er für grausam.

Williams' Argument ist einflussreich – überzeugt aber nicht alle: Könnten wir nicht im Lauf eines unendlichen Lebens immer neue kategorische Wünsche ausbilden? Auf die wissenschaftliche Laufbahn folgte vielleicht ein Leben als Weltenbummlerin. Statt alle Gipfel zu erklimmen, winkte eine Karriere als Designerin.

Bernard Williams entgegnet: Das könnten wir wohl, wir würden aber zu einer anderen Person. Denn kategorische Gründe sind eng verwoben mit unserer Identität. Wir können sie nicht abstreifen wie eine Schlange ihre alte Haut. Strenggenommen wären es also nicht

Auch wenn der Tod
manchmal ein grosses
Unglück ist – unsterblich
zu sein, wäre es
erst recht.

glücklich?

wir, die unendlich lange weiterlebten, sondern immer wieder eine neue Person an unserer Stelle.

Auch das überzeugt aber nicht alle: Könnten wir uns nicht langsam wandeln und neue Projekte finden und so dem Lebensüberdruß entkommen? Im Silicon Valley träumt man genau davon. Calico, ein Unternehmen, das Google gehört, forscht an Methoden, die die Zellalterung bremsen und den Tod letztlich beseitigen können. Andere setzen auf eine digitale Lösung. Unser Geist soll dereinst auf einen Chip überspielt und wir auf eine Festplatte gebrannt in einen Körper implantiert werden. Die entsprechenden Unternehmen verstehen das nicht etwa satirisch, sondern ihnen ist damit todernst.

Überzeugender ist vielleicht ein Gedanke aus der Existenzphilosophie: Mit der eigenen Endlichkeit zu rechnen, ist wie ein Brennglas, das sichtbar macht, was zählt. Wären wir unsterblich, würden wir vieles stets aufschieben. Morgen ist ja auch noch ein Tag, und zwar einer unter unendlich vielen. Der deutsche Philosoph Martin Heidegger spricht in seinem Werk *Sein und Zeit* von der Gefahr des «uneigentlichen Lebens», das sich orientiert an der Konvention und an den Wünschen anderer. Es ist gerade das Leben im Angesicht des Todes, das uns ermöglicht, dieser «Uneigentlichkeit», dieser Fremdbestimmung zu entkommen und ein eigenes Leben zu leben, und nicht durchs Leben zu schlittern, als währte es ewig.

Tatsächlich kennen wir das vom Auskosten knapper Ferientage oder spärlicher Momente mit einem geliebten Menschen: Es ist die Begrenztheit dieser Zeit, die sie umso kostbarer machen – und zwar nicht nur, weil sie eine Rarität sind, sondern weil

wir sie umso bewusster gestalten und geniessen, als sie rasch vorübergehen.

Sterblichkeit wird aber nur zum Glückszuwachs und zur eigentlichen Intensivierung unseres Daseins, wenn wir sie nicht verdrängen, sondern ins Leben integrieren. Iwan Iljitsch schreit in der gleichnamigen Erzählung von Leo Tolstoi «drei geschlagene Tage hindurch», als er realisiert, dass er bald sterben wird. Brav hat er alle Pflichten abgearbeitet, getan, was man von ihm erwartete, und gelehzt nach sozialer Anerkennung. Erst auf dem Sterbebett kommt ihm der Gedanke: «Wie, wenn in der Tat mein ganzes Leben, mein ganzes bewusstes Leben nicht das Wahre gewesen ist?» Er ist durchs Leben geschlittert, statt es bewusst zu führen. Das Leben als ein «Vorlaufen zum Tode» zu verstehen, wie Martin Heidegger das tat, mag eine anspruchsvolle Aufgabe sein. Sie wird uns aber mehr Leben schenken, als wenn wir dem Tod zu entkommen versuchen, indem wir an der eigenen Unsterblichkeit basteln. ○

Dr. phil. Barbara Bleisch
(*1973) ist Autorin, Philosophin
und moderiert seit über zehn
Jahren die *Sternstunde
Philosophie* (SRF).



Foto: Mirjam Kluka